

Ein Pirat ohne Beute

Der neue Präsident der Schweizer Piratenpartei will ähnliche Erfolge feiern wie seine deutschen Kollegen. Geht das? VON DENNIS BÜHLER

Ort der Handlung ist ein schmuckloses Restaurant gleich neben den Geleisen des Bahnhofs Winterthur. Thomas Bruderer sitzt inmitten seiner dunkel gekleideten Mitstreiter, trinkt Eistee und isst Pizza. Es ist ein kalter, windiger Abend Mitte Oktober 2011, der letzte Piratenstammtisch vor den Schweizer Parlamentswahlen. Noch ist Bruderer nur die kantonale Nummer zwei der Piratenpartei, auf der Nationalratsliste gleich hinter dem Spitzenkandidaten aufgeführt. Und doch hat Bruderer Angst, er könnte gewählt werden. »So war das nie geplant«, sagt er. Das Amt eines Nationalrats würde sein Leben mehr auf den Kopf stellen, als ihm lieb wäre.

Lange hatte im Wahlherbst kein Mensch von den Piraten gesprochen, doch auf einmal war alles anders. In Berlin hatte die Piratenpartei mit sensationellen 8,9 Prozent den Sprung ins Landesparlament geschafft. Die Schweizer Piraten waren überzeugt, die Euphorie schwappe vom nördlichen Nachbar über. Der Wahlsonntag aber geriet zur Enttäuschung. Im Kanton Zürich erhielt die Piratenpartei gerade mal 0,86 Prozent der Stimmen, und auch in Bern misslang der Einzug ins Parlament, den sogar Politologen für möglich gehalten hatten. Aber Thomas Bruderer konnte wieder ruhig schlafen.

Seit knapp zwei Wochen steht der 30-jährige Softwareingenieur nun der Piratenpartei Schweiz vor. Und wieder hoffen die Seeräuber, von den Erfolgen der deutschen Schwesterpartei profitieren zu können. Im Saarland ist sie Ende März in den Landtag eingezogen, Umfragen prognostizieren ihr selbiges in der ersten Maihälfte auch in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen. Die deutschen Piraten sind auf bestem Wege, den etablierten Parteien das Fürchten zu lehren. Würde der Bundestag schon heute und nicht erst im Herbst 2013 bestellt, erhielten die Piraten gut zehn Prozent der Stimmen – mehr als die Linke, fast so viel wie die Grünen. Werte, die Bruderer auch in der Schweiz für realistisch hält, habe im vergangenen Herbst im Kanton Zürich doch jeder zehnte Wähler wenigstens einen Piraten auf seine Liste panaschiert. Bei den Nationalratswahlen 2015 will er mindestens zwei Sitze, je einen in den Kantonen Zürich und Bern. »Verfehlen wir dieses Ziel«, sagt Bruderer, »müssen wir uns fragen, ob wir als Partei relevant sind oder ob diese ganze Zeit nicht doch verschwendet war.«

Zwanzig Stunden pro Woche wendet er für Parteiarbeit auf, E-Mails beantwortet er schon mal an einem Montagmorgen um halb vier. Seit er bei der Parteiversammlung in Visperterminen zum Präsidenten gekürt worden ist, steht er vermehrt im Fokus der Öffentlichkeit. Auf Twitter folgen ihm nun immer mehr Leute, er bloggt regelmäßig, auf der Homepage der Partei wird er seine Telefonnummer angeben müssen, um keine Presseanfragen zu versäumen. Die Piraten fordern Transparenz, und Bruderer schreitet voran. Ohne Umschweife sagt er, wie viel Miete er für seine Wohnung in Zürich-Seebach bezahlt: monatlich 1680 Franken. Er erzählt, dass er mit neun Jahren seinen ersten Computer besaß, in Ordnern Informationen über *Star Trek* sammelt und es seit je sein größter

Wunsch ist, ins All zu fliegen. Und er bekennt, dass er während seines Studiums gamesüchtig war. Mit Gleichgesinnten spielte er tage- und nächtelang ein virtuelles Ego-Shooter-Game.

Ein Abend Ende März, der designierte Präsident besucht wenige Tage vor seinem Amtsantritt die Generalversammlung der Zürcher Sektion. Im kargen Büroraum der ETH an der Stampfenbachstrasse ist kaum genug Platz für die zwei Dutzend Piraten. Fast alle sind dunkel gekleidet, einer trägt einen langen schwarzen Mantel und einen Dreispitz auf dem Kopf, ein Kostüm des 18. Jahrhunderts. Nur zwei Frauen sind gekommen. Bruderer hält sich im Hintergrund, und doch wird sein Führungsanspruch deutlich. Jedem Vorstandskandidaten stellt er Fragen, um Fähigkeiten und Motivation zu erfahren, einmal moniert er ein zu lasches Abstimmungsprozedere, zum Schluss hält er eine Rede. Nur ganz kurz, schließlich habe man schon lange genug ausgeharrt. Während der gut vierstündigen Versammlung sprachen die Piraten über Strukturen, sie diskutierten lange über eine Statutenänderung, sie verweigerten dem Vorstand wegen ungenauer Buchführung die Decharge. Für inhaltliche Debatten blieb keine Zeit. »Wir waren bisher eine richtungslose Partei«, sagt Bruderer. »Noch wissen viele nicht, wo sie uns politisch zu verorten haben. Auch wir selbst kennen unseren politischen Kompass noch nicht im Detail.« Bei zu vielen Themen gehen die parteiinternen Meinungen weit auseinander, der Weg zum Vollprogramm ist noch

lang. Um Kompromisse zu ermöglichen, werden wichtige Fragen ausgespart. Müsste sich die Partei etwa für oder gegen einen EU-Beitritt entscheiden, führte dies wohl zur Spaltung, sagt Bruderer.

Bei den Nationalratswahlen im vergangenen Herbst traten die Piraten im Kanton Zürich an der Seite der linken Alternativen Liste an, in Bern mit dem in vielen Fragen am äußeren rechten Rand politisierenden Rocker Jimmy Hofer. Ihr Parteiprofil hat das nicht geschärft. Vom früheren Slogan, sie seien »weder links noch rechts, sondern vorn«, sind die Piraten mittlerweile abgerückt. Dennoch sind sie auf der Links-rechts-Achse, die vielen Wählern als Entscheidungshilfe dient, noch immer nur schwer zu verorten. In Deutschland gilt die Piratenpartei als Protestbewegung. Sie ist attraktiv für jene, die sich mit den festgefahrenen Strukturen des Parteiensystems und den dominierenden Akteuren SPD und CDU nicht mehr zufriedengeben wollen, denen aber auch die Grünen nach fast 30 Jahren Zugehörigkeit zum Bundestag zu angepasst erscheinen. In der Schweiz ist die Parteienlandschaft viel kleinteiliger. Wer protestieren will, hat bereits genügend Alternativen. Zudem fehlt den Schweizer Piraten die wohl erfolgversprechendste Forderung der nördlichen Schwesterpartei: jene nach mehr direkter Demokratie. »Wenn die deutschen Piraten das Schweizer Regierungssystem als Vorbild bezeichnen, hilft uns das wenig«, sagt Bruderer. »Aber es stimmt schon: Unser Politsystem ist bereits relativ piratig.«

Ein-Thema-Parteien verschwinden meist, sobald ihr Anliegen auf die politische Agenda gelangt ist und von den etablierten Kräften wenigstens teilweise in ihr Programm integriert wurde.

Keine Zukunft

Ein-Thema-Parteien verschwinden in der Schweiz schnell wieder. Ihre Anliegen werden von den etablierten Kräften aufgenommen



Aufstand der Unauffälligen: Thomas Bruderer, Piraten-Chef

Politiker, die sich für Privatsphäre und mehr Transparenz in der Politik einsetzen, gibt es auch in anderen Parteien: Balthasar Glättli (Grüne), Lukas Reimann (SVP) oder Ruedi Noser (FDP) gehören dazu. Gelingt es der Piratenpartei nicht, ihre Positionen auszuweiten und sich eine politische Identität zu verleihen, droht sie überflüssig zu werden. Bruderer weiß um diese Problematik. Selbst er sagt: »Unser größter Erfolg wäre es, wenn es uns in ein paar Jahren nicht mehr bräuchte.«

Politgeograf Michael Hermann attestiert der Piratenpartei ein »postideologisches Profil«. Nur käme sie in der Schweiz einige Jahre zu spät. »Die Grünliberalen decken ein ähnliches Lebensgefühl ab«, sagt er. »Und sie haben sich als Alternative zum Politestablishment bereits profiliert.« Dass die Piratenpartei in der Schweiz ähnliche Erfolge wie in Deutschland feiern würde, sei deshalb sehr unwahrscheinlich. »Eine Partei, die sich so nennt, kann fast nicht nachhaltig sein«, sagt er. »Piraten können ein Schiff verlassen, gehen aber nach kurzer Zeit wieder von Bord.«

Internationale Aufmerksamkeit genossen die Schweizer Piraten während einiger Wochen im Dezember 2010. Ein Tweet habe die Partei verändert, erinnert sich Bruderer. »WikiLeaks moves to Switzerland«, twitterte Julian Assange, der Gründer der Enthüllungsplattform. Der damalige Parteipräsident Denis Simonet hatte sich zuvor in einer Pizzeria in Genf mit Assange getroffen. Zuerst wollte der Australier nur wissen, wie er in der Schweiz ein Bankkonto einrichten könnte und ob allenfalls die Möglichkeit bestünde, politisches Asyl zu erhalten. Doch als wikileaks.org von den Behörden gesperrt wurde, war plötzlich Simonets Domain wikileaks.ch die offizielle Plattform der Whistleblower. Und die Schweizer Piraten, zuvor fern jeden medialen Scheinwerfers, gaben plötzlich Auskunft auf Al-Dschasira.

So unvermittelt der Hype gekommen war, so rasch brach er auch wieder ab. »Diese Lektion war hart für uns«, sagt Bruderer. »Die Medien interessieren sich nur für unsere Verbindungen zu Assange, nicht für unsere politischen Inhalte.« Die Piratenpartei hatte zwar einige Hundert neue Mitglieder – heute sind es rund 1900 –, aber keine größere Bedeutung gewonnen. Es blieb beim einzigen Legislativsitze: Seit gut zwei Jahren setzt sich ein Pirat im Großen Gemeinderat der Stadt Winterthur gegen die Videoüberwachung öffentlicher Plätze und für die Verwendung lizenzfreier Open-Source-Programme anstelle teurer kostenpflichtiger Software an Oberstufenschulen ein. Nein, WikiLeaks war für die Schweizer Piraten kein Durchbruch. Vielleicht auch weil ihnen ein Aushängeschild fehlte, weil zu viel zu basisdemokratisch organisiert war. An dieser Grundordnung hat sich nichts geändert, und doch kündigt Bruderer an, der Partei klarere Vorgaben zu machen als sein Vorgänger: »Ich sage ab jetzt, wie es vorangeht.«

Die Piratenbewegung sei, sagt Bruderer, ansonsten eher ein Aufstand der Unauffälligen. Piraten sind Menschen, die rasch in der Masse versinken würden, stünden sie nicht ein für den Schutz der Privatsphäre, für die Offenlegung der Parteienfinanzierung und das Recht, selber zu entscheiden, was mit den persönlichen Daten passiert. Sie begehren auf gegen Acta, das umstrittene Anti-Piraterie-Abkommen, und wollen den Urheberrechtsschutz auf 14 Jahre senken.

Mit seinen markigen Ansagen fällt der neue Parteichef auf. Er befiehlt. Bleibt die Frage, ob ihm seine freigeistigen Seeräuber gehorchen. Oder bald eine Meuterei droht.

CH



WIR SIND NICHT ALLEIN!

Brian Greene über unsere Doppelgänger im All

Der renommierte Physiker Brian Greene macht sich auf die Suche nach der »verborgenen Wirklichkeit« im Universum. Höchst unterhaltsam zeigt der Bestsellerautor, welchen Parallelwelten die Astrophysiker auf der Spur sind.



BRIAN GREENE

Vom Autor des Bestsellers DAS ELEGANTE UNIVERSUM

DIE VERBORGENE WIRKLICHKEIT

PARALLELUNIVERSEN UND DIE GEBIRGE DES KOSMOS

Siedler

»Aufregende Physik, elegant verpackt.«

THE NEW SCIENTIST

Auch als E-Book erhältlich

Deutsch von Sebastian Vogel
448 Seiten mit Abb., gebunden
€ 24,99 [D]

Siedler

www.siedler-verlag.de